

Cannabophobie

Erhard Taverna

Haben Sie auch den interessanten Artikel «Multiple Sklerose, Spastik und Cannabis» im Swiss Medical Forum Nr. 28/2004 gelesen [1], dabei an einen Patienten gedacht und der Swissmedic ein Formular für ein «Gesuch um Bewilligung des Einsatzes eines nicht zugelassenen Arzneimittels» zugestellt? Versuchen Sie es ruhig, das Gesuch wird speditiv bewilligt. Schliesslich spricht auch das Deutsche Ärzteblatt von einer Bereicherung der Therapie. Alles paletti? Da irren Sie sich aber gewaltig.

Zuerst müssen Sie herausfinden, welche Präparate im Handel sind, dank Internet kein Problem. Eine Firma THC Pharm GmbH in Frankfurt am Main beliefert die deutschen Apotheken mit dem Rohprodukt Dronabinol als Rezeptursubstanz zur Herstellung von Tropfen, Kapseln oder Inhalationslösungen. In Deutschland kann das Arzneimittel seit 1998 ohne Indikationseinschränkung als Betäubungsmittel verschrieben werden.

Meine Lieferapotheke verrührt die Hände, die Einfuhr von Betäubungsmitteln sei nicht möglich. Erst nach hartnäckigem Nachfragen verweist sie auf die Internationale Apotheke Viktoria in Zürich, diese wiederum auf eine Adresse in Thun, die mich an eine Dorfapotheke, in Schönbühl-Ortenen im Kanton Bern weiterreicht. Jetzt wird es spannend.

Bis Dezember 2003 war die Herstellung und Verabreichung von Dronabinol als Magistralprodukt auch in der Schweiz mit einer Ausnahmegewilligung von Swissmedic möglich. Deren Abteilung Betäubungsmittel plante mit der nächsten Revision der Betäubungsmittelverordnung, die Grundsubstanz von der Liste a+d (verbotene Stoffe) auf die Liste a (alle Betäubungsmittel) zu versetzen. Für die Kontrolle über medizinisch und damit legal verwendete Betäubungsmittel sowie psychotrope Stoffe und deren Vorläuferchemikalien ist alleine die Swissmedic zuständig. Nicht aber für die «verbotenen Betäubungsmittel», denn hier entscheiden die Juristen des BAG. Und diese haben entschieden, dass die bisherige Praxis nicht gesetzeskonform sei. Bekanntlich ist unser Parlament in Drogenfragen vollständig blockiert.

Die Argumente vom Bundesamt für Gesundheit klingen spitzfindig. Der Beschwerdeführerin aus Schönbühl-Ortenen wird der ablehnende

Entscheid damit begründet, dass Cannabidiol, ein Zwischenprodukt, das sowohl bei der Herstellung von Dronabinol aus Faserhanf als auch bei der hanfunabhängigen Synthese von Dronabinol Verwendung findet, in keiner Liste der Verordnung des Schweizerischen Heilmittelinstitutes über die Betäubungsmittel und psychotropen Stoffe vom 12. Dezember 1996 enthalten sei. Im vorliegenden Fall sei dies aber unerheblich, da nach Art. 1 Abs 2 Bst. a Ziff 4 BetmG das Hanfkraut, ohne Rücksicht auf den Substanzgehalt, als Rohmaterial zur Gewinnung eines Arzneimittels, als verbotener Stoff gilt.

Betäubungsmittel mit Hanfanteilen würden nur für die wissenschaftliche Forschung freigegeben. Von allerhöchster Stelle wird bestätigt, dass nur Stoffe auf Hanfbasis von einer beschränkten medizinischen Anwendung ausgenommen bleiben. Mit anderen Worten: Orangenschalen als Ausgangsmaterial sind zulässig, ebenso Dronabinol, «bei dem Hanfkraut in keinem Schritt und in keiner Form beteiligt ist».

Dem Direktor und seinen Juristen ist es scheinbar egal, dass die Endprodukte, seien sie vollsynthetisch oder aus EU-zertifiziertem Faserhanf hergestellt, chemisch-analytisch nicht unterscheidbar sind. Nicht das Produkt steht zur Diskussion, angeklagt ist der Herstellungsprozess aus der Teufelsdroge Hanf. Es scheint sie auch nicht zu beeindrucken, dass die Kosten für die rein synthetische Herstellung beträchtlich höher liegen und von der Grundversicherung nicht übernommen werden. Der amtlichen Reinheitsmanie würde allein Marinol® genügen, ein Dronabinol-Präparat, aus Limonen (Orangenschalen) hergestellt, das in den USA seit Jahren auf dem Markt ist. Neben hohen Kosten sind auch beträchtliche pharmazeutische Nachteile in Kauf zu nehmen, wie unsichere Kühlkette, mangelnde Qualitätskontrolle und weniger Dosierungsmöglichkeiten. Zudem wird das Medikament, laut Leiter der Sektion «Grundlagen und Forschung» vom BAG, nicht weiter subventioniert und die Einfuhr per Ende 2004 eingestellt.

Sturheit? Politischer Opportunismus? Die Antwort kennt nur das Bundesamt für Gesundheitswesen.

1 Vaney C. Multiple Sklerose, Spastik und Cannabis. Swiss Med Forum 2004;4(28):732.8. www.medicalforum.ch.

Die Wirkmechanismen von Cannabis sind auch auf molekularer Ebene, seit der Entdeckung der endogenen Anandamine und der Interaktion mit dem Endorphinsystem, klar belegt. Das Theater erinnert fatal an den irrational langen Weg der Opiode bis zur aktuellen Schmerztherapie. Die Leidtragenden sind Patienten mit

Multipler Sklerose, AIDS- und Krebserkrankte, Migräniker und viele andere mit neurologisch verursachten Schmerzen. Sie haben im Parlament keine Lobby, sie finden auch keine Unterstützung durch ihre Fachligen und Spezialärzte. Eigentlich erstaunlich.

Warum Ärzte gerne Krimis lesen

H. R. Gehring

Als ich mit dem Lektor zusammenkam, der meinen ersten Kriminalroman betreute, fragte ich ihn, ob er noch einen andern Beruf ausübe, da ich nicht annahm, dass er von dieser Tätigkeit in einem Schweizer Kleinverlag leben konnte. «Ich bin Altphilologe, und mein Spezialgebiet ist die griechische Tragödie», antwortete Virgilio Masciadri. Das hätte ich in einem Krimiverlag nicht vermutet, und ich musste ein verdutztes Gesicht aufgesetzt haben. «Die griechischen Dramen sind doch alle Krimis», äusserte er trocken. «Nehmen Sie den König Ödipus, der euch Psychoanalytikern so wichtig ist.»

Mein Lektor hatte recht. Ödipus musste zum Rätsel seiner Herkunft noch die Aufgabe lösen, welche ihm die Sphinx aufgegeben hatte. Und das Rätsel sei die Grundstruktur des Kriminalromans, behauptet der Amerikaner Ronald Tobias in seinem Bestseller «Woraus Geschichten gemacht sind».

Das wäre eine erste Antwort auf die Frage, was die Leserin und den Leser am Krimi fasziniert: Wir alle lösen gerne Rätsel, ob Jung oder Alt, weil sie uns fordern und unterhalten. Ein Rätsel ist ein Ratespiel mit einer überraschenden Wendung. Die Lösung darf nicht zu einfach sein, das wäre langweilig, aber auch nicht zu verwirrend, der Leser muss eine faire Chance haben. Manchmal liegt die Lösung buchstäblich auf der Hand und verblüfft gerade deshalb.

Aus dem gleichen Grund eignet sich der Krimi auch nicht als Feld für gewagte Sprachexperimente, weil mehrere gebrochene und verschobene Erzählebenen den Leser zusätzlich verwirren würden. Lange Zeit glaubte ich, der Kriminalroman verdanke seinen unbestreit-

baren Erfolg vor allem der Tatsache, dass er die letzte Bastion des traditionellen Erzählens darstellt. In einer Zeit, wo uns immer wieder der Teppich unter den Füßen weggezogen wird, möchten wir an etwas Familiärem festhalten, und was ist uns vertrauter als das allen Epen gemeinsame «Es war einmal»?

Diese Erkenntnis bedeutete für mich aber eine bittere Enttäuschung, hatte mich doch seinerzeit die Bewegung des französischen *Nouveau roman*, Autoren wie Nathalie Sarraute, Michel Butor und andere, zum Romanschreiben inspiriert, auch wenn dies meine Begeisterung für Marie Luise Kaschnitz, Tomaso di Lampedusa oder Friedrich Dürrenmatt keineswegs abschwächte. War ich nun mit meinem Krimi am konservativen Ende des Erzählspektrums angekommen?

Da half mir Alain Robbe-Grillet aus der Patsche, der als Altmeister an den diesjährigen Solothurner Literaturtagen auftrat. Nicht nur hatte er sich und der literarischen Welt vor zwei Jahren zu seinem achtzigsten Geburtstag mit *La Reprise*, «Die Wiederholung», einen veritablen Krimi geschenkt. In seinen theoretischen Schriften erklärt er den *roman policier* zum Paradebeispiel modernen Erzählens, weil dieser, befreit von allem soziologischen und psychologischen Ballast der Klassiker, nur noch davon handle, was wirklich sei. Der Inspektor interessiert sich für die exakte Position eines Möbels im Zusammenhang mit dem aufzuklärenden Verbrechen, meint Robbe-Grillet, und für nichts anderes. Ob sich allerdings der Meister selbst an seine 1956 publizierte Theorie des neuen Romans hält, steht auf einem andern Blatt. Wenn der Kriminalroman zur Domäne der angewandten Phänome-

Korrespondenz:
Dr. med. Hansruedi Gehring
Seminarstrasse 11
CH-3006 Bern

E-Mail: h.r.gehring@bluewin.ch

nologie gehört, kann ich als Autor dazu stehen, zumal ich als Psychoanalytiker einen ähnlichen Standpunkt vertrete.

Umberto Eco nimmt in der «Nachschrift zum «Namen der Rose»» ebenfalls Stellung zur Frage, warum Menschen Kriminalromane lesen. Er sieht den Grund darin, dass es Geschichten sind, in denen es ums Vermuten geht, «um das Wagnis der Aufstellung von Hypothesen angesichts eines scheinbar unerklärlichen Tatbestandes, eines dunklen Sachverhaltes oder mysteriösen Befundes – wie in einer ärztlichen Diagnose oder auch einer metaphysischen Fragestellung».

Damit weist Eco auf die Verwandtschaft unseres Berufes mit der Tätigkeit eines Detektivs hin. Das erstaunt uns allerdings nicht, denn wer hat sich bei der Suche nach einer versteckten Krankheitsursache nicht schon als Sherlock Holmes gefühlt? Dessen Schöpfer Arthur Conan Doyle war, wie Sie wissen, ein Kollege von uns. Er hatte in Edinburgh, wo er 1859 geboren worden war, Medizin studiert und dann als Schiffsarzt die Arktis und Afrika bereist. Darnach eröffnete er eine Praxis im Süden Englands, der kein Erfolg beschieden war. In der Folge interessierte er sich in Wien für die modernen Methoden der Augenchirurgie. In Londons eleganter Upper Wimpole Street eröffnete er eine ophthalmologische Praxis, in die sich angeblich kein einziger Patient verirrt haben soll. Zum Glück, würden wir heute sagen, denn sonst hätte er kaum Zeit gehabt, seinen beinahe unsterblichen Detektiv Sherlock Holmes und dessen zahlreiche Abenteuer zu erfinden. Als Vorbild für den scharfen Beobachter und klaren Denker soll ihm sein chirurgischer Lehrer der Studienzeit, Joseph Bell, gedient haben, der die forensische Wissenschaft mitbegründete. Dieser schrieb ihm Jahre später: «Sie selbst sind Sherlock Holmes, und Sie wissen es genau!»

Häufig wird mir von sensiblen Freunden und Kolleginnen die Frage gestellt, warum es im Krimi immer um einen Mord gehen müsse. Es muss gar nicht, es kann sich auch einmal «nur» um Betrug oder um eine Ehrensache handeln, etwa das Verschwinden eines kompromittierenden Briefes wie in einer der ersten Kriminalgeschichten von Edgar Allan Poe, der in der Gestalt seines Chevalier Dupin den Detektiv erfunden hatte, bevor die Londoner Kriminalpolizei 1856 diese Berufsgattung und das Substantiv Detektiv, abgeleitet vom Verb *to detect*, überhaupt schuf.

Den zartbesaiteten Krimiskeptikern stelle ich die Gegenfrage: Warum liess Shakespeare sein Drama «Romeo und Julia» nicht mit einem frohen Schluss ausklingen, warum konnten sich die beiden verfeindeten Familien aus Verona nur am Grab ihrer Kinder und nicht an einem rauschenden Hochzeitsfest versöhnen? Abgesehen davon, dass die berühmteste Liebesstory bereits mit Streit und Fehde und einem tödlichen Duell beginnt. Shakespeare hat diesen Stoff nicht erfunden. Die Geschichte geht auf eine historische Begebenheit im Verona des 13. Jahrhunderts zurück, die Luigi da Porto zweihundert Jahre später wieder aufgriff. Warum erzähle ich das alles? Der elisabethanische Dramatiker hat sich nämlich nicht auf diese tragische Geschichte gestürzt, sondern von den italienischen Novellen zuerst eine heitere Verwechslungs- und Liebesgeschichte mit Happy-End zur Bearbeitung ausgewählt: «Die beiden Veroneser». Dieses leichte Stück fiel durch, die Zuschauer fühlten sich gelangweilt. Erst da rächte er sich mit dem Drama, das in einer Katastrophe endet.

An diese Geschichte fühlte ich mich erinnert, wenn der Bezug eines kleinen schreibenden Arztes zu einem grossen Dichter gestattet ist, als ich für meinen ersten Roman, der ganz ohne Verbrechen auskam, keinen Verlag fand. Die Lektorin eines renommierten Hauses sagte mir hinter vorgehaltener Hand: «Wissen Sie, wenn Sie Ihren Stoff als Krimi dargestellt hätten, wäre er bei uns glatt durchgegangen.» Das musste man mir nicht zweimal sagen! Voller Groll begann ich darauf den Krimi zu schreiben, der in der fiktiven Kleinstadt Zähringen handelt und für den sich dann gleich drei Verlage interessierten. Mit dem Verbrechen muss es also eine besondere Bewandnis haben. Ich denke, es hat damit zu tun, dass ein tragischer Stoff das Leiden in den Mittelpunkt des menschlichen Daseins rückt. Dazu gehört die Tatsache, dass es in der Literatur weit mehr Tragödien als Komödien gibt. Offenbar liegen uns die detektivischen Stoffe näher als das heitere Spiel!

Georges Simenon, der erfolgreichste aller Krimiautoren, wäre, wie sein Kommissar Maigret, gerne Arzt geworden, wenn er sich, nach der Angina pectoris seines Vaters, nicht schon früh als Konditorlehrling und Journalist hätte durchs Leben schlagen müssen.

«Ich schreibe Kriminalromane», sagte er, «weil ich die Wahrheit suche.»